

3.17. Männlichkeit hinterfragt

→ Sticker in Männertoiletten – Über ein gescheitertes Projekt und einen doch erfolgreichen Prozess

„Für mich persönlich waren Männertoiletten nie Orte, an denen ich mich sicher oder „richtig“ gefühlt habe“.

„Ich kann aus meiner Positionierung beispielsweise den intersektionalen Erfahrungen von nicht-binären Menschen, die Rassismus erfahren, nur bedingt Repräsentation geben“.

Die Idee war ganz einfach: Sticker sollten in Männertoiletten geklebt werden und die Menschen anregen, sich zu fragen, was es bedeutet, „Mann“ zu sein. Allerdings erwies sich der Prozess viel komplizierter, als es geplant war. Niki stellt in dieser außergewöhnlichen Evaluierung die unterschiedliche und teilweise sehr persönliche Ebene ihrer Schwierigkeiten dar.

Motivation und Ziele

Ich hatte mein Projekt im Rahmen der Fortbildungsreihe „Multiplikator*in für Globales Lernen“ ursprünglich als eine Stickeraktion auf öffentlichen Männertoiletten geplant. So wollte ich Aufkleber designen, die in wenigen prägnanten Sätzen hinterfragen, weshalb der*die Lesende sich entschieden hat, auf eine Toilette zu gehen, die „für Männer“ ist. Darüber wollte ich weiter dazu anregen, sich damit auseinanderzusetzen, warum Räume wie öffentliche Toiletten gesellschaftlich in zwei Geschlechter aufgeteilt werden und für wen diese Zweiteilung problematisch ist bzw. wen sie ausschließt.

Die Sticker sollten dabei mit Fragen wie „Was macht dich zum Mann?“, „Redest du mit deinen männlichen Freunden über deine Gefühle?“ und „Traust du dich vor ihnen zu weinen?“ darauf hinweisen, dass vorherrschende Diskurse um Männlichkeiten Männer herausfordern, ihre Männlichkeit im Alltag ständig neu herzustellen, zu performen, zu verteidigen und zu bestätigen. Über einen QR-Code sollten Betrachter*innen zu einem von mir erstellten Internetblog weitergeleitet werden, auf dem sie weitere Informationen für eine kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Männlichkeit erhalten würden.

Die Idee entstammte besonders meinen eigenen Beobachtungen auf Toiletten, die ich in öffentlichen Räumen benutze. Öffentliche geschlechtsspezifische Toiletten in Deutschland sind fast immer Orte, an denen eine Einteilung in zwei Geschlechter unmittelbar greifbar wird. Menschen, die sich in ihrem Alltag in diesen Räumen bewegen (müssen), werden also beim Durchschreiten der Tür dazu aufgefordert, sich entweder der Kategorie Mann oder der Kategorie Frau zuzuteilen. Speziell Männertoiletten sind dabei Orte an denen Männlichkeiten performt werden – nicht selten Formen, die auch als „toxisch“ gelten können. Menschen, die aus Sicht anderer Besucher*innen der Männertoiletten aus bestimmten Männlichkeitsbildern rausfallen, sind dabei zusätzlich Opfer von Diskriminierung und Gewalt. Für mich persönlich waren Männertoiletten nie Orte an denen ich mich sicher oder „richtig“ gefühlt habe. So geht es auch vielen anderen trans*identen, Gender-nichtkonformen und/oder nicht-binären Menschen in meinem Umfeld.

Was ist konkret passiert?

Während der Planung bin ich immer wieder auf Fragen gestoßen, bei denen es mir schwerfiel, sie zu beantworten, die mir aber auch grundlegend wichtig erschienen. Besonders die Frage nach meiner konkreten Zielgruppe beschäftigte mich sehr, weil ich mich ursprünglich in der Formulierung meiner Fragen an heterosexuelle Cismänner (Männer, deren Geschlechtsidentität mit dem bei ihrer Geburt zugewiesenen Geschlecht übereinstimmt) gerichtet hatte. Trotzdem weiß ich aus persönlicher Erfahrung, dass Menschen aller Geschlechter auf Männertoiletten gehen – ich tue das selbst häufig – und dass die von mir erdachten Fragen für viele trans* und nicht-binäre Menschen triggernd bzw. verletzend sein können. So fiel es mir sehr schwer, Formulierungen zu finden, mit denen Menschen mit verschiedenen Bezügen zu Männlichkeiten gleichermaßen zum Nachdenken angeregt werden und die den Kriterien des „Do-No-Harm-Checks“ erfüllen. Gleichzeitig hatte ich den Anspruch an mich selbst, all diese Erfahrungen einzuschließen und besonders diese mit Mehrfachdiskriminierung mitzudenken. Rückblickend ist mir klar geworden, dass ich diesem Anspruch allein gar nicht gerecht werden kann. So kann ich aus meiner Positionierung beispielsweise den intersektionalen Erfahrungen von Menschen, die Rassismus erfahren, nur bedingt Repräsentation geben. Deshalb ist es meiner Meinung nach umso wichtiger, speziell in Projekten, die sich im Feld von Diskriminierungen bewegen, Allianzen mit anderen zu schmieden und so verschiedene Perspektiven auf ein Thema liefern zu können.

Ein weiteres Problem stellte für mich dar, dass ich mich in den letzten zwei Jahren mich sehr intensiv mit meinem eigenen Geschlecht auseinandergesetzt habe und mich nun schon seit längerem als nicht-binär identifiziere. Meine Erfahrung, in öffentlichen Räumen ständig durch mein Aussehen sichtbar zu sein und gleichzeitig in meinem Geschlecht unsichtbar zu bleiben, ist für mich sehr schmerzhaft, weshalb ich oft keine Lust bzw. Energie hatte, mich mit dem Thema weiterhin auseinanderzusetzen und es in dieser Weise nach außen zu tragen.

Auch habe ich unterschätzt, wie schwer es mir fällt, mich an meine selbstgesetzten Deadlines zu halten. In dieser Hinsicht hätte es mir geholfen, mit einem*einer Partner*in zusammenzuarbeiten und so gemeinsam Verantwortung zu tragen.

Erfahrungen

→ Besonderheiten: Insgesamt nehme ich einiges aus dem Prozess mit, den ich zuvor geschildert habe. Die Materialien und Inputs zu Grundlagen der Projektplanung habe ich auch bei anderen, kleinen Projekten, an denen ich beteiligt bin, einbringen können. Darüber hinaus habe ich gelernt, dass es mir leichter fällt, politische Projekte im Team durchzuführen. Nicht nur um sich gegenseitig zu motivieren und Zeitpläne besser einhalten zu können, sondern auch um den eigenen Bedürfnissen im Umgang mit emotional belastenden Themen besser gerecht werden zu können.

Auch wenn ich häufig wegen dieses Projektes sehr frustriert war, sehe ich rückblickend jedoch auch, was ich alles daraus gelernt habe und was ich mitnehme. Das motiviert mich, mich an anderen Projekten zu beteiligen und weiter zu engagieren.

Eckdaten

- Datum und Ort: 2017–2018, Köln
- Projektkoordinator: Niki Vetter, Evangelische Mission in Solidarität (EMS), Indien
- Kontakt: nikolasr.vetter@gmail.com